

Wort des Schriftleiters

Karl Barth – 50 Jahre nach seinem Tod: Segen oder Fluch?

Emily Levine, amerikanische Humoristin und Filmemacherin, sagte einmal: „Spätestens 50 Jahre nach deinem Tod wendet man sich von dir ab.“ Das könnte auch für Karl Barth gelten.

Barth starb am 10. Dezember 1968 in Basel – vor 50 Jahren. Mit der Veröffentlichung seines Römerbrief-Kommentars vor 100 Jahren zettelte er eine theologische Revolution an, mit der er die Totenglocken für die damalige liberale Theologie erklingen ließ.

Barth, von manchen als der beherrschende Theologe des 20. Jahrhunderts angesehen, sah sich berufen, die Theologie aus einer selbstverschuldeten Sackgasse herauszuführen. Seine „dialektische Wende“ führte zu einer neo-orthodoxen oder neo-reformatorischen Sichtweise, die sich von den liberalen Theologen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts abzugrenzen versuchte.

Der historisch-kritischen Wissenschaft warf er vor, in dem Bemühen, die ursprüngliche Gestalt und Intention des biblischen Textes herauszufiltern, die spirituelle Kraft des Gotteswortes verschüttet zu haben. Für Barth konnten historische Erkenntnisse keine Glaubensbasis sein. Denn die Bibel habe vor allem aufzeigen wollen, wie Gott zum Menschen spricht. Und beim Glauben gehe es darum, sich dem Reden Gottes zu öffnen und es zu befolgen. Das „Wort Gottes“ kommt zu uns zu allererst durch Christus,

dann durch den biblischen Text, der diesen Christus bezeugt, und schließlich durch die Predigt dieses Textes. „Offenbarung“ sei nicht die Vermittlung von dogmatischen Wahrheiten, sondern die Selbstmitteilung Gottes als des „Ganz Anderen“.

Barths *Kirchliche Dogmatik* war eine Mischung aus scholastischer, reformatorischer und liberaler Theologie. Er war kreativ und wortreich, aber letztlich konservativ. Und er ging scharf ins Gericht mit allen, die ihm nicht folgten.

Obwohl er eine starke Bewegung in Gang setzte, blieb Barth doch erstaunlich isoliert und umstritten, während Theologen wie Bultmann und Tillich bis heute immer noch aktuell sind. Bultmann warf Barth vor, er sei so sehr von seiner Wort-Gottes-Theologie überzeugt, dass er zu wenig auf den biblischen Text höre.

Der Beitrag über Barth in diesem Heft befasst sich vor allem mit Barths Wende und seinem Römerbrief.¹

Weitere Inhalte dieses Heftes sind neben Buchbesprechungen auch der Bericht über die Jahrestagung des Bundes und eine wichtige Tagung über „Liberale Theologie“ in München.

Kurt Bangert

1 Eine ausführlichere Darstellung des biographischen Werdegangs von Karl Barth erscheint im nächsten Internet-Newsletter des *Bundes für Freies Christentum*.

Karl Barth (1886–1968)

Zu Barths 50. Todestag und zum 100-jährigen Jubiläum der Veröffentlichung seines Römerbrief-Kommentars // Kurt Bangert

Karl Barth war – nicht nur aus Sicht seiner Zeitgenossen – einer der großen Theologen des 20. Jahrhunderts. Am 10. Dezember erinnert man sich seines 50. Todestages. Das wäre Anlass genug, sich mit diesem außergewöhnlichen, aber nicht unumstrittenen Theologen würdigend und zugleich kritisch auseinanderzusetzen.

Es gibt aber noch einen zweiten Grund, seiner zu gedenken: Denn seinen Aufstieg als Theologe und seinen weltweiten Ruf verdankt Barth wohl in erster Linie seinem Kommentar zum Römerbrief, den er im August 1918 – also vor 100 Jahren – mit dem Vorwort zur ersten Auflage abschloss. Im Dezember 1918 – der Erste Weltkrieg war gerade zu Ende gegangen – ging Barths „Römerbrief“ in Druck. Als Erscheinungsdatum wurde im Impressum allerdings das Jahr 1919 angegeben.

Zwei Jahre zuvor hatte der erst 30-jährige Barth mit seinen Studien zum Römerbrief begonnen, um das darin von Paulus verkündigte Evangelium besser verstehen zu können – und zwar möglichst so, wie Paulus es selbst verstanden wissen wollte. Der *Römerbrief* von Karl Barth wurde zu einer programmatischen Schrift, mittels der er einen radikalen Bruch mit der liberalen Theologie seiner Zeit vollzog, der er allerdings zunächst selbst mit großem Enthusiasmus an-

gehört hatte. Angesichts der Ereignisse um den Ersten Weltkrieg war sich Barth jedoch der Unzulänglichkeiten einer liberalen Bibelwissenschaft bewusst geworden, die zwar viel zu einer aufgeklärten Bibelkritik beigetragen hatte, ihm aber zu wenig bot, um als Evangelium an die Gemeinde verkündigt zu werden. Als Pfarrer und Prediger fragte er sich, was er denn noch als Verkündigungsthemen in der Hand hätte. Um Antworten zu erhalten, las Barth die Bücher, die er bei seinem Vater Fritz Barth, einem Theologieprofessor für Kirchengeschichte und Neues Testament, in dessen Bibliothek vorfand. Dabei scheute sich der junge Barth auch nicht, konservative, ja biblizistische Autoren wie August Tholuck zu lesen.

Barths Wende

Um die Unzufriedenheit Barths mit der liberalen Bibelwissenschaft zu verstehen, muss man sich vergegenwärtigen, wo diese moderne Theologie seiner Zeit stand: Immanuel Kant hat-

te wie kaum ein anderer die *Vernunft* zum Maßstab der Wahrheitsfindung gemacht; sie sollte als Korrektiv zur Offenbarung hinzutreten. Was nicht mit der Vernunft zu vereinbaren war, geriet in den Verdacht unvernünftiger Behauptungen und sollte aussortiert werden. Friedrich Schleiermacher erkannte jedoch die Grenzen der Vernunft und konzentrierte sich auf das religiöse Bewusstsein, von dem er glaubte, dass es in allen Menschen lebendig sei und darum als Faktor neben die Offenbarung treten dürfe. Albrecht Ritschl und seine Schüler legten Wert auf die *historische* Entwicklung der Kirche und der Dogmatik, die nicht ein für allemal festgeschrieben sei, sondern der weiteren Auslegung und Entwicklung bedürfe und von den Erfordernissen der Gegenwart bestimmt werden müsse. Ritschls Theologie stellte einen evolutionären Optimismus dar. Ernst Troeltsch sah sich genötigt, die christliche Offenbarung im Lichte der religionsgeschichtlichen Forschung (also der vergleichenden Religionswissenschaft) zu betrachten – und entsprechend zu relativieren. Ihm zufolge können wir die Bibel nicht losgelöst sehen von den anderen Religionen, die im 19. Jahrhundert mehr und mehr ins Blickfeld der Theologen (und insbesondere Troeltschs) gerieten.

Insgesamt gab es, nach Barth, Tendenzen innerhalb der liberalen Theologie, sich nicht nur auf die Schrift und die Tradition zu berufen, sondern auf allgemeine Zugänge zu einer „natürlichen Offenbarung“, die unabhängig von der Schrift erkannt wer-

den könne. Das kam Barth überaus suspekt vor. Die liberale Bibelkritik war zudem gekennzeichnet durch die Suche nach einem „historischen Jesus“, von dem manche hofften, dass er eine geeignetere Glaubensgrundlage für die Kirche sein würde als die ausgeschmückten Berichte der Evangelisten oder die überhöhten Aussagen der kirchlichen Credos. Alle diese liberalen Tendenzen führten schließlich dazu, aus der christlichen Verkündigung eine anthropozentrische Existenzialtheologie zu machen, bei der weniger nach Gott gefragt wurde als nach den Bedingungen der menschlichen Existenz. Karl Barth hatte das Gefühl, dass diese liberalen Tendenzen wenn nicht in die Irre, so doch in eine Sackgasse führten. Es könne in der christlichen Theologie nicht um bloße Anthropologie oder um einen Existentialismus à la Kierkegaard gehen. Man müsse zurückkehren zum eigentlichen Evangelium.

Die Wendung, die sich bei Barth anbahnte, wurde verstärkt durch den Ersten Weltkrieg, dessen Ausbruch ihn erschütterte und aufwühlte. Schlimmer noch: 93 Intellektuelle unterzeichneten ein Manifest, das die Kriegspolitik des deutschen Kaisers unterstützte. Mit Schrecken las er da die Namen vieler seiner ehemaligen Professoren, darunter Adolf von Harnack und Wilhelm Herrmann. Er empfand das als deren ethisches Versagen und distanzierte sich von ihnen nicht nur politisch, sondern zunehmend auch theologisch. Es drängte sich Barth der Gedanke auf, dass es

gerade beim Predigen noch ganz anders und viel radikaler um Gott selbst gehen müsse. Man habe anzuerkennen, dass Gott Gott sei. Und diese Voraussetzung, nämlich dass Gott als Gott anerkannt wird, müsse Konsequenzen für das eigene Leben haben. An Gott zu glauben, ist eng zu verbinden damit, dass dieser Gott *mein* Gott ist.

Barth besann sich darum erneut auf die Aufgabe der Theologie. Theologie war für ihn „der mit den Mitteln des menschlichen Denkens und der menschlichen Sprache unternommene Versuch einer wissenschaftlichen Klärung der Frage nach dem Grund und Gesetz der Kirche und ihrer Verkündigung“.¹ Und dieser *Grund* konnte und durfte für Barth *nichts anderes* sein als der in Christus sich offenbarende Gott, wie er in der Heiligen Schrift bezeugt ist. Neben diese „Offenbarung“ dürfe man keine weiteren „natürlichen“ oder „menschlichen“ Offenbarungen stellen, jedenfalls nicht als Grundlage für die Kirche.

Der Römerbrief

Barth erkannte, dass man eine ganz andere theologische Grundlegung bräuchte. Ein neues theologisches ABC musste her. Und weil niemand sonst da war, der diese Aufgabe übernahm, machte Barth sich selbst daran.

1 Karl Barth, „Das erste Gebot als theologisches Axiom“, Vortrag, gehalten in Kopenhagen am 10. März und in Aarhus am 12. März 1933. Zuerst erschienen in: *Zwischen den Zeiten* XI, 1933. – Abgedruckt aus: *Theologische Fragen und Antworten*, Zürich 1957, S. 127-143.

Er beschloss, einen Kommentar zum Römerbrief zu schreiben. Bei der Vorbereitung dazu erschloss sich ihm die ganze Bibel neu, und diese Neuentdeckung der Bibel hielt ihn in Atem. Vor allem fragte er sich, was diesen Paulus bewegt und angetrieben hatte.

Barth erkannte, dass man die Dinge dieser Welt endlich aus der Sicht Gottes beurteilen müsse. „Gotteserkenntnis ist kein Entrinnen in die sichere Höhe reiner Ideen, sondern ein mitleidendes und mitschaffendes und mithoffendes Eintreten auf die Not der jetzigen Welt.“² Worauf es ihm immer mehr ankam, war, „nicht die rechten Menschengedanken über Gott“ zu denken, „sondern die rechten Gottesgedanken über den Menschen“.³ Gott sollte wieder lebendig werden, ein Gott, der wirklich Gott ist. „Kein Gedanke, keine Ansicht, sondern die Lebenskraft, die die Todeskräfte überwindet ... Kein Schmuck der Welt, sondern ein Hebel, der eingreift in die Welt! Kein Gefühl, mit dem man spielt, sondern eine Tatsache, mit der man ernst macht.“⁴ Damit entfernte sich Barth mehr und mehr von Schleiermacher und anderen Liberalen. Während die liberale Theologie aus seiner Sicht Gott nicht mehr als Gott anerkannt hatte, wollte Barth, dass

2 Karl Barth, *Der Römerbrief*, EVZ-Verlag: Zürich 1940 (10. Abdruck der neuen Bearbeitung 1967; erstmals erschienen 1922 bei Chr. Kaiser, München), S. 223.

3 Karl Barth, Vortragssammlung I: *Das Wort Gottes und die Theologie*, 1924, S. 29.

4 Karl Barth, Predigtsammlungen I: *Suchet Gott, so werdet ihr leben!*, Bern 1917, 2. Aufl., München 1928, S. 102 ff.

Gott wieder ernst genommen würde. Es ging um nichts anderes als darum, dass der Mensch sich nicht länger über Gott erheben sollte, sondern dass er sich Gott unterordnete.

Barth stellte damit keineswegs die notwendige und unentbehrliche Arbeit der historisch-kritischen Wissenschaft und der neueren Theologie infrage, und er hörte im Grunde auch nicht auf, ein moderner Theologe zu sein, aber er suchte die biblische Wissenschaft in die für ihn rechte Perspektive zu rücken. Die moderne Bibelkritik sei eine zwar nötige, aber letztlich nur vorläufige Voraussetzung für die Verkündigung der Kirche. Im Vorwort des *Römerbriefs* zur ersten Auflage schrieb Barth:

„Die historisch-kritische Methode der Bibelforschung hat ihr Recht: Sie weist hin auf eine Vorbereitung des Verständnisses, die nirgends überflüssig ist. Aber wenn ich wählen müsste zwischen ihr und der alten Inspirationslehre, ich würde entschlossen zu der letzteren greifen: Sie hat das größere, tiefere, *wichtigere* Recht, weil sie auf die Arbeit des Verstehens selbst hinweist, ohne die alle Zurüstung wertlos ist. Ich bin froh, nicht wählen zu müssen zwischen beiden. Aber meine ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, durch das Historische *hindurch* zu sehen in den Geist der Bibel, der der ewige Geist ist.“⁵

Der Römerbrief ging 1918 in Druck, trug aber das Erscheinungsjahr 1919. Die zweite Fassung er-

schien 1922. Es war nicht nur der Römerbrief-Kommentar, der Barth bekannt machte, sondern auch eine Reihe von Vorträgen, die er hielt. Dazu gehörte ein Vortrag am 17. April 1920 in Aarau, bei dem auch Barths Lehrer Adolf von Harnack anwesend war und in dem Barth Gott als „das ganz Andere“ bezeichnete und Offenbarung als „Begegnung mit dem Gekreuzigten“ verstanden wissen wollte. Am 3. Oktober hielt Barth einen Vortrag auf der Elgersburg in Thüringen mit dem Titel „Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie“. In diesem programmatischen Vortrag brachte Barth das zum Ausdruck, was man später „dialektische Theologie“ nennen würde. Er suchte seine Hörer mit der „Furcht des Herrn“ vertraut zu machen und sagte: „Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben.“⁶ Das hieß, dass wir Menschen nach dem, was Gott will, nur suchen können, es aber nicht sicher zu wissen vermögen.

Die Bezeichnung „dialektische Theologie“ wurde Barth und seinen Verbündeten 1922 von einem Zuhörer angehängt, und Barth übernahm sie bereitwillig. Dialektisch meinte für ihn ein Denken im Gespräch des Menschen mit dem ihm souverän

5 Karl Barth, *Der Römerbrief* (s. Anm. 2), S. V.

6 Barth, *Vortragssammlung I*, a.a.O., S. 158; zit. nach: Eberhard Busch, *Karl Barths Lebenslauf*, Chr. Kaiser Verlag: München 1975/³1978, S. 153.

begegnenden Gott.⁷ Weil Barth die Rede Gottes vor allem in der Heiligen Schrift suchte, sprach man später auch von der „Theologie des Wortes“. Einerseits erhielt diese Theologie großen Widerspruch, andererseits wurde sie zu einer neuen theologischen Schule.

Sein Buch *Der Römerbrief* hat Barth – nach eigenen Angaben – „mit Entdeckerfreude“ geschrieben. Die kräftige Stimme des Paulus schien ganz neu zu ihm zu sprechen. Barth legte den Inhalt des Römerbriefes des Paulus so aus, wie Paulus ihn – nach Barths Verständnis – gemeint hatte: nämlich als eine Botschaft, in der Gott zum Menschen redet. Er wollte diese Botschaft nicht destruiierend reduzieren, sondern aufbauend entfalten. Dass Barth in dem Bemühen, Paulus zu Wort kommen zu lassen, sich einer ebenso wortmächtigen wie konservativen Redeweise bediente, brachte ihm freilich die Kritik seiner Kollegen ein. Manche haben ihn sogar zu einem „Feind der historischen Kritik“ gemacht, was er jedoch weit von sich wies. Den liberalen Bibelwissenschaftlern machte er auch nicht die historische Kritik zum Vorwurf, deren Recht und Notwendigkeit er noch einmal ausdrücklich anerkannte, sondern vielmehr „ihr Stehenbleiben bei einer Erklärung des Textes, die ich keine Erklärung nennen kann, sondern nur den ersten primitiven Versuch einer solchen“; so heißt es im Vorwort zur zweiten Auf-

7 Busch, *Karl Barths Lebenslauf* (s. Anm. 6), S. 157.

lage seines *Römerbriefes*. Diese Auslegungen der Bibelwissenschaftler waren ihm zu exegetisch-analytisch und zu wenig verkündigend. Es ging Barth nicht darum, den Text zu analysieren, sondern zu verstehen und zu erklären bzw. die Gedanken des Paulus so lange nach-zudenken, bis die Mauer zwischen dem 1. Jahrhundert und den heutigen Lesern transparent wird. „Kritischer müssten mir die Historisch-Kritischen sein!“, meinte Barth.⁸

„Aus der Not meiner Aufgabe als Pfarrer bin ich dazu gekommen, es mit dem Verstehen- und Erklärenwollen der Bibel schärfer zu nehmen ...“⁹ Man hat Barth zuweilen vorgeworfen, mehr in den paulinischen Text hinein- als herausgelesen zu haben. Doch weil es ihm gerade darum ging, die Mauer bzw. die Kluft zwischen dem 1. und 20. Jahrhundert zu überbrücken, fühlte er sich berechtigt, hier eine notwendige Übersetzungsarbeit zu leisten. Und er wollte diese Übersetzungsarbeit auch nicht einfach den praktischen Theologen und Homiletikern überlassen, sondern fühlte sich bereits als Systematiker und Dogmatiker dazu verpflichtet. Seine Prämisse war: Paulus wusste etwas von Gott, was Menschen in der Regel nicht wissen, aber durchaus wissen könnten, wenn sie ihn ernst nehmen. Und zu wissen, dass Paulus uns hier etwas voraus hat, das war

8 Barth, *Der Römerbrief* (s. Anm. 2), Vorwort zur Zweiten Auflage, S. XII.

9 A.a.O., S. XIII.

Barths „System“.¹⁰ Der Biblizismus, den man ihm zuweilen vorwarf, bestand lediglich in seinem von ihm gerne eingestandenem Vorurteil, dass die Bibel ein gutes Buch sei und es sich lohne, ihre Gedanken mindestens ebenso ernst zu nehmen wie die eigenen.¹¹

Würdigung und Kritik

Dass nicht nur Paulus ein Kind seiner Zeit war, sondern selbstverständlich auch Karl Barth, muss eigentlich nicht besonders hervorgehoben werden. Ob Barth wirklich so konservativ dachte oder nur so orthodox formulierte, obwohl er im Grunde doch ein Liberaler war, dies mag eine Frage sein, die noch zu klären sein dürfte.

Die Theologie eines Theologen wird man nicht vollends verstehen und würdigen können, wenn man nicht dessen Werdegang kennt. Der Historiker Edward Hallett Carr schrieb einmal: „Studiere den Historiker, bevor du anfängst, die Fakten zu studieren.“¹² Ich übertrage diesen oft zitierten Satz gerne auf die Theologie und sage: Studiere den Theologen, bevor du anfängst, seine Theologie zu studieren. Beispielsweise muss man über den „Vater der liberalen Theologie“, Friedrich Schleiermacher, unbedingt wissen, dass er eine Sekundarschule und dann auch das theologische Seminar der *Herrnhuter Brüdergemeine*

besucht hatte, ehe er, von der Enge des Herrnhuter Fundamentalismus abgestoßen und entfremdet, sich mit Kant und anderen aufgeklärten Denkern befasste, was dann zu seiner liberalen, für damalige Verhältnisse geradezu revolutionären Theologie führte.

Bei Barth war es umgekehrt. Der junge Karl Barth saugte während seines Studiums an den verschiedenen Universitäten das liberale Gedankengut deutscher Theologen und Philosophen auf, bis es ihm durch alle Adern floss. Was ihm jedoch – anders als bei Schleiermacher – nicht eingepflegt wurde, war das eifrige Studieren der Heiligen Schrift und das christologische Prinzip „Niemand kommt zum Vater denn durch mich“ (Joh 14,6). Barth spürte, dass ihm etwas fehlte und dass die liberale, wissenschaftliche und bibelkritische Theologie ihm nicht bei der vor ihm stehenden Aufgabe zu helfen vermochte, den von den Ereignissen des Ersten Weltkrieges erschütterten Gläubigen eine auf sicherem Grund fußende hoffnungsvolle Botschaft zu vermitteln.

Barth kam mit einigen pietistischen Predigern in Kontakt, die ihn dazu inspirierten, das Wort der Bibel ganz ernst zu nehmen. Von Paulus lernte er, dass es die Aufgabe der Kirche sein müsse, kein anderes Fundament der Verkündigung zu kennen als Jesus Christus, durch den Gott gesprochen hatte und der in der Schrift bezeugt ist. Von diesem Grund her entwickelte Barth seine Christologie, seine Versöhnungslehre, seine Gotteslehre, seine Lehre vom Wort Gottes und seine ganze *Kirchliche Dogmatik*.

10 A.a.O., S. XIV.

11 A.a.O., S. XVI.

12 Edward Hallett Carr, *Was ist Geschichte?* (Urbanbücher 67), Kohlhammer: Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1963/⁶1981, S. 23.

Die Kehrtwende von der liberalen zur dialektischen Theologie war für ihn eine persönliche und ekklesiologische Notwendigkeit. *Dialektisch* hieß für ihn: Weil wir über Gott eigentlich nichts wissen können, sind wir angehalten, sein Wesen und seine Pläne mit den Menschen zu ergründen, indem wir die Schrift mindestens ebenso ernst nehmen wie wir uns selber ernst nehmen und indem wir Christus als das geoffenbarte Wort Gottes zum Fundament unseres Glaubens machen. Das alles war seinen zeitgenössischen Theologenkollegen viel zu reaktionär, während viele Studenten seiner Zeit diese Barth'schen Botschaften gerne hörten und zu ihm strömten, um seinen Vorlesungen und Seminaren beizuwohnen.

Die geistige Nahrung für seine Dogmatik und systematische Theologie holte sich Barth nicht nur aus der Schrift selbst, sondern von den großen Theologen der Vergangenheit: von Augustin, Thomas von Aquin und von Anselm von Canterbury, aber vor allem von Luther und Calvin. Dabei fühlte er sich Calvin am ehesten verbunden, auch wenn er dessen Prädestinationslehre ablehnte. Immerhin war Barth, wie Calvin, reformierter Protestant und wirkte, wie jener, in Basel. Auch Schleiermacher, den er zuerst verehrt und dann verurteilt hatte und den er gleichwohl nicht loslassen konnte, blieb ihm ein ständiger Begleiter. Sie alle halfen ihm, die traditionellen Credo der Kirche zu verstehen und neu auszulegen.

Es ist wichtig zu betonen, dass Barth sich bei der Entfaltung seiner Dogmatik einer theologisch-konservativen Sprache bediente, die eher verschleierte als aufdeckte, dass er im Grunde seines Herzens immer noch ein Liberaler war. Aber gerade wegen seiner Liberalität bediente er sich weiterhin traditioneller Ausdrucksformen, deretwegen er zuweilen heftig kritisiert, aber eben auch verehrt wurde. Er konnte gewiss philosophisch und politisch-sozial denken, aber er betrachtete es als seine Aufgabe, bei des Schusters Leisten zu bleiben und *Theologie zu betreiben*. Theologie zu betreiben, hieß für ihn vor allem, *ekklesiologisch* und *homiiletisch* zu denken. Er formulierte so, dass sich die Kirche seine Sprache zu eigen machen konnte und dass die Pfarrer mit dem theologischen Rüstzeug ausgestattet wurden, um von der Kanzel das Evangelium recht zu verkündigen.

Barth wäre nicht Barth gewesen, wenn er nicht ein hellwacher Zeitgenosse mit politischem Instinkt gewesen wäre. Schon in der Schweiz als Pfarrer hatte er sich politisch engagiert und in soziale Belange eingemischt. Als junger Professor an deutschen Universitäten fand er wegen des enormen Arbeitspensums zunächst keine Zeit und – als Schweizer Bürger – auch keine Neigung, sich in die deutsche Politik einzumischen. Als dann aber Hitler zum Reichskanzler gewählt wurde, erwachte Barth zu einem neuen politischen Bewusstsein, weil er große Gefahren am Horizont

auftauchen sah. Der Versuchung, als Deutscher die deutsche Sache zu idealisieren, war er als Schweizer nicht ausgesetzt. Er blieb dem Nazi-regime gegenüber ein kritischer, ja feindlich gesinnter Gegner.

Aufgrund seiner Bedeutung als systematischer Theologe und beliebter Redner und Prediger, seiner Sprach- und Wortgewalt, seiner großen Zahl theologischer Schriften, seines Engagements in der Bekennenden Kirche und auch wegen seiner Rolle bei der Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen und nicht zuletzt auch wegen seiner Kontakte in die USA und nach Osteuropa, muss Barth wohl als einer der bedeutendsten Theologen des 20. Jahrhunderts betrachtet werden.

Allerdings steht zu befürchten, dass er mit seiner Theologie eher rückwärtsgewandt als nach vorne orientiert war. Er wollte die Schrift und die kirchlichen Bekenntnisse „von Gott her“ auslegen. Was er nicht kommen sah, war eine Zeit, in der nicht nur Menschen außerhalb der Kirchen, sondern auch viele Gläubige innerhalb der Kirchen sich zunehmend schwer taten nicht nur mit der frommen theologischen Sprache, sondern auch mit den traditionellen Bekenntnissen und mit der althergebrachten Theologie und Dogmatik. Selbst das Apriori der göttlichen Existenz sollte zunehmend infrage gestellt werden. Die Methode Barths, die Gedanken Gottes nachzudenken (und zuweilen vorauszudenken) erschien manchen Zeitgenossen als Anmaßung. Die an-

thropologischen, vernunftbezogenen, entmythologisierenden, existenzialistischen, kulturhistorischen und religionsgeschichtlichen Aspekte, die Barth allesamt als zu „liberal“ ausblendete, gewannen im Laufe der Zeit wieder an Bedeutung und Anhänger, sodass bald eine post-Barthianische Zeit anbrach und zahlreiche Anti-Barthianer auf den Plan rief.

Spätestens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wäre es notwendig gewesen, die Fragen des 1944 im Gefängnis sitzenden weit vorausschauenden Dietrich Bonhoeffer zu beantworten, der gefragt hatte: „Wie sprechen (oder vielleicht kann man eben nicht einmal mehr davon sprechen) wir *weltlich* von Gott, wie sind wir *religionslos-weltlich* Christen?“ Und damit verbunden war Bonhoeffers andere Frage: „Wie kann Christus der Herr auch der Religionslosen werden?“¹³ Hätten diese Fragen eigentlich schon im 20. Jahrhundert beantwortet werden sollen, um wie viel mehr sollten sie im 21. Jahrhundert beantwortet werden! Barth jedenfalls sprach noch sehr religiös-christlich von Gott und vom Christentum. Es muss nicht wundern, dass Barths Botschaft heute immer weniger Gehör findet.

Vielleicht gehört Barth, um es einmal zugespitzt auf den Punkt zu bringen, mit seiner Theologie gar nicht ins 20. Jahrhundert, sondern

13 Dietrich Bonhoeffer, *Dietrich Bonhoeffer Auswahl*, Bd. 5: Briefe aus der Haft, Güntersloher Verlagshaus: Gütersloh 2006, S. 127.

eher noch ins 19. Jahrhundert. Er ist gleichsam hinter solch großen Theologen wie Schleiermacher und Harnack zurückgefallen. Das macht ihn als Zeitkritiker und Persönlichkeit nicht unbedeutender, aber 50 Jahre nach seinem Tode sind wir nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, diesen großen Theologen endlich aus *historischer* Perspektiver zu würdigen – und zu kritisieren.

Gewiss kann man vieles von dem, was Barth geschrieben hat, immer noch mit großem Gewinn lesen, aber zuweilen beschleicht den modernen liberalen Leser doch der Verdacht, man könne das, was Barth vor 100 oder vor 60 Jahren zum Ausdruck brachte, kürzer und einfacher, vor allem aber: moderner und undogmatischer sagen. Man darf auch nicht mehr davon ausgehen, dass Christen heute noch beidfüßig und fest gegründet auf dem biblischen Fundament stehen, von dem her sie ihr Weltbild und ihr Gottesbild, ihre Christologie und ihre Eschatologie beziehen. Vielmehr wird heute alles infrage gestellt, und das nicht nur von Atheisten und Nichtchristen, sondern gerade auch von Gläubigen innerhalb der Kirchen. Wie ist die Bibel heute zu verstehen? Ist Christus wirklich Gott oder ein besonderer Mensch? Musste Gott wirklich am Kreuz sterben, damit die Menschen in den Himmel kommen? Gibt es Gott überhaupt oder haben wir es hier eher mit einem Aspekt anthropologischer Existenz zu tun?

Und welchen Stellenwert hat das Christentum heute angesichts der immer näher an uns heranrückenden anderen Religionen wie dem Islam, dem Buddhismus oder den vielen Patchwork-Religionen, die sich die Menschen selbst zurechtbasteln?

Auf alle diese Fragen können die Kirchen nicht einfach nur mit Bekenntnissen und dogmatischen Formulierungen antworten. Alles gehört heute auf den Tisch. Alles darf und muss diskutierbar sein. Wir dürfen und sollen uns als Christen unseres Fundamentes zwar bewusst sein und bleiben, aber wir müssen und sollen unsere Vernunft und unser Denken nicht ausblenden, sondern einbringen. Wir dürfen uns auch nicht auf eine *Theologie* zurückziehen, die – durchaus verständlich – gewisse Axiome und Vorverständnisse voraussetzt, die wir aber nur aus *theologischer* Sicht, nicht jedoch notwendigerweise aus religionswissenschaftlicher, naturwissenschaftlicher, philosophischer oder soziologischer Sicht voraussetzen können.

Darum gilt es heute eine neue liberale Theologie zu begründen und zu betreiben, die sich ihrer historischen Grundlagen zwar sehr wohl bewusst ist, aber gleichzeitig die modernen Menschen – Christ oder Nicht-Christ – mit ihren kritischen, und oft sehr grundsätzlichen Fragen ernst nimmt. Nur dann wird die Botschaft Jesu heute noch verständlich und kraftvoll bleiben und zur Nachfolge anregen. □